

## Lohnt es sich, die Geschlechterbeziehungen in die archäologische Forschung einzubeziehen?



«Fantaisie Lacustre» nannte Alexandre Giraud das Bild, auf dem er 1925 die Geschlechterverhältnisse bei den Pfahlbauern thematisierte. Seit 1925 wurde in der Archäologie viel geforscht – allerdings wenig über die Geschlechterverhältnisse. So beruht ihre Darstellung auch heute noch weitgehend auf der Phantasie von IllustratorInnen und ArchäologInnen.

Diese Frage stellt Julien Beck sinngemäss am Ende seines Forum-Beitrags «Celtés, sexes et statut social» (as.26.2003.1). Diese Frage kann ich nur mit einem entschiedenen «Ja sicher!» beantworten – und das aus folgenden Gründen:

Es ist eine Binsenweisheit, dass die Fragen, die wir an die Vergangenheit stellen, immer von den aktuellen Fragen der eigenen Gegenwart abhängen. Gerade die Aspekte rund um das Geschlecht sind brisante und viel diskutierte Themen unserer Zeit und beeinflussen zunehmend Entscheidungen nicht nur im Privatleben, sondern auch in Politik, Wirtschaft und Verwaltung. In der Wis-

senschaft zeigt sich diese Aktualität am Aufschwung der Geschlechterforschung bzw. Gender Studies, die sich als eigenes Studienfach an den Universitäten etablieren. Warum also sollte sich die Archäologie gegen ein so zentrales Thema unserer Zeit

abschotten und damit die Chance verspielen, sich mit ihrer Fachkompetenz an den aktuellen Diskussionen zu beteiligen?

Die Voraussetzung für eine kompetente Einmischung der Archäologie wäre freilich, dass sie selbstkritisch über die Bücher geht und die eigenen Aussagen zu Aspekten der Geschlechterforschung auf ihre methodischen und theoretischen Grundlagen hinterfragt. Dieser Reflexionsprozess brächte nicht nur eine Befreiung von patriarchalem Ballast mit sich. Darüber hinaus würde auch deutlich, dass nicht nur die geschlechtergeschichtlichen, sondern die sozialgeschichtlichen Interpretationen ganz allgemein häufig auf tönernen Füßen stehen. Die

Sozialgeschichte ist ein Stiefkind der archäologischen Forschung, dem etwas frischer Wind äusserst gut täte. Die Geschlechterforschung, die innovative theoretische und methodische Ansätze aus den unterschiedlichsten Disziplinen aufgegriffen und weiterentwickelt hat, könnte hier wichtige Impulse geben.

Die Einbeziehung von Geschlechterfragen im methodisch-theoretischen Rahmen geschlechtergeschichtlicher Forschung bringt jedoch nicht nur eine bessere wissenschaftliche Abstützung sozialgeschichtlicher Interpretationen mit sich. Archäologische Geschlechterforschung produziert auch mehr Wissen über die geschlechter- und sozialgeschichtlichen Verhältnisse in der Ur- und Frühgeschichte. Mit «Wissen» meine ich nicht letztlich beliebige, ideologisch motivierte Szenarien, die Julien Beck zu Recht kritisiert, sondern methodisch abgesicherte und damit nachvollziehbare und überprüfbare Erkenntnisse. Dass Erkenntnis in der Archäologie fast ausnahmslos auf Analogieschlüssen beruht, die uns hier und heute plausibel erscheinen, ist ein allgemeines Phänomen, das nicht nur geschlechtergeschichtliche Fragen betrifft. Wie es – frei nach Ranke – damals denn nun tatsächlich gewesen ist, werden wir für keinen Aspekt archäologischer Forschung jemals mit letzter Sicherheit wissen. Die «reine historische Wahrheit» wird uns auch bei den vermeintlich «harten» Erkenntnissen der Archäologie versagt bleiben. █

*Brigitte Röder, Zentrum Gender Studies, Bernoullistr. 28, 4056 Basel*